

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Band: 15 (1910-1911)
Heft: 5

Artikel: Die Reorganisation der Lehrerinnenbildung im Kanton Bern
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-310776>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein eigen Heim, ein Schutz, ein Hort — Ein Zufluchts- und ein Sammelort.

Schweizerische Lehrerinnen-Zeitung

Herausgegeben vom Schweizerischen Lehrerinnen-Verein

Erscheint je am 15. jeden Monats

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 2. 50, halbjährlich Fr. 1. 25. **Inserate:** Die gespaltene Petitzeile 15 Cts

Adresse für Abonnements, Inserate etc.: Buchdruckerei Bächler & Co. in Bern.

Adresse für die Redaktion: Frl. Dr. E. Graf, Sekundarlehrerin in Bern.

Mitglieder des Redaktionskomitees

Frau Zurlinden-Bern; Frl. Benz-Zürich; Frl. Blattner-Aarau; Frl. Wohnlich-St. Gallen.

Inhalt von Nummer 5: Die Reorganisation der Lehrerinnenbildung im Kanton Bern. — Reiseplauderei. — Mitteilungen und Nachrichten. — Unser Büchertisch.

Die Reorganisation der Lehrerinnenbildung im Kanton Bern.

Vorbemerkung der Redaktion.

Diese wichtige Frage beschäftigt gegenwärtig die Lehrer- und Lehrerinnenkreise unseres Kantons. Sie wird in allen Schulsynoden besprochen, und ich habe auf den Wunsch vieler Lehrerinnen das Referat in den Lehrerversammlungen von Burgdorf, Laupen und Langnau, in einer Lehrerinnenversammlung in Burgdorf und am kantonalen Lehrerinnentag in Bern, also fünfmal gehalten. Überall sind meine Thesen mit grosser Mehrheit angenommen worden. Ich habe mich bemüht, die Zustände unseres Staatsseminars ruhig und objektiv zu besprechen, und es lag mir fern, irgendwelche Persönlichkeiten dadurch blosszustellen oder für die Mängel verantwortlich zu machen. Trotzdem wurde ich nach dem Lehrerinnentag in Bern auf Grund einer stark gekürzten Berichterstattung im „Bund“ von Herrn Seminardirektor Grütter angegriffen, weil sich die Lehrerschaft des Seminars in Hindelbank verletzt fühlte. Ich erklärte, dass ich in keiner Weise die Qualität der Lehrkräfte in Zweifel gezogen habe. Allein die Polemik dauerte fort, so dass sich der Kantonalvorstand öffentlich auf meine Seite stellte. Da geschah das Unglaubliche! Ein Mitglied unseres Vereins erklärte im „Bund“ in gehässiger Weise im Namen „vieler Lehrerinnen“, meine Ausführungen hätten sie empört, ich lamentiere über längst vergangene Missstände, und sie desavouierte vor dem breiten Publikum den ganzen Kantonalvorstand, der kein Recht gehabt hätte, zu erklären, die Versammlung sei einhellig mit meinem Referat einverstanden gewesen. Und das, nachdem in der lebhaft benutzten Diskussion kein einziges Votum *gegen*, manches *für* meine Ausführungen gefallen! Was soll man zu einer solchen, das Publikum irreführenden und den ganzen Verein blossstellenden Polemik von seiten einer *Lehrerin* sagen!

Um nun falsche Meinungen über mein Referat zu zerstören, lege ich es hier der Lehrerinnenschaft vor und reihe daran ein zweites Referat, das am 28. Oktober 1910, also lange vor dem meinigen, in einer Versammlung der Lehrerschaft des Amtes Seftigen gehalten worden ist. Es entstammt der Feder einer Schülerin des Seminars Hindelbank, die den letzten Bildungskurs dort mitgemacht hat und im Frühling 1908 ausgetreten ist. Auf mein Ersuchen hin hat sie mir ihre Arbeit zur Drucklegung überlassen mit der Versicherung ihrer Hochachtung für die derzeitige Seminarleitung. Wenn sie trotzdem am Staatsseminar Kritik übt, so tut sie es aus rein sachlichen Gründen.

Eine alte und eine junge Hindelbankerin kommen also hier zum Worte. Man möge nun vergleichen und urteilen, inwiefern ich „in pietätloser Weise alte Missstände“ ans Licht gezogen habe.

Referat von Fräulein E. Graf, gehalten am kantonalen Lehrerinnentag in Bern.

Das staatliche Lehrerinnenseminar des Kantons Bern ist ein Kind der Regenerationsperiode. Im Gesetz über die öffentlichen Primarschulen des Kantons Bern vom 13. März 1835 wurde zum erstenmal die Lehrerinnenbildung berührt und die Gründung von Lehrerinnenseminarien vorgesehen. Es heisst dort in § 102:

„Der Staat wird nach Bedürfnis Normalanstalten für Lehrerinnen errichten, in welchen zwar die nötigen Kenntnisse und Fertigkeiten erlangt, vorzüglich aber die für das weibliche Geschlecht unentbehrliche besondere Bildung des Gemüts und sittliche Richtung gewonnen werden sollen.“

In Ausführung dieses Paragraphs 102 wurden im Jahre 1837 mehrere Geistliche, „die sich auf dem Gebiete des Schulwesens hervorgetan hatten, angefragt, ob sie geneigt wären, mit Hilfe ihrer Gattinnen einigen Mädchen die zum Lehrerberufe nötige Bildung zu erteilen“.* Nach darauffolgenden Verhandlungen hielt es das Erziehungsdepartement für das Zweckmässigste, kleinere Anstalten in Pfarrhäusern auf dem Lande zu errichten, wo 10—12 Schülerinnen Unterricht in den Primarschulfächern, in den weiblichen Handarbeiten und überdies Anleitung zur Führung einer Kleinkinderschule erhalten sollten, und es wurde beschlossen, in der Pfarrei Niederbipp, wo Pfarrer Boll, ein begeisterter Schulmann, amtete, den ersten Versuch zu wagen.

Im Jahre 1838 wurde die Anstalt mit 12 Zöglingen eröffnet, im Jahre 1839 siedelte sie ins Pfarrhaus Hindelbank über und wurde seither dort provisorisch weitergeführt 75 Jahre lang. Eine zeitlang musste die Anstalt sogar aufgehoben werden, da der schwierige Fall eintrat, dass Pfarrer Boll aus Gesundheitsrücksichten als Seminardirektor demissionierte, die Pfarrei aber noch drei Jahre lang behielt. Von 1865—1868 hatte der Kanton Bern also kein deutsches Staatsseminar für Lehrerinnen mehr. Erst, als Pfarrer Boll sein geistliches Amt niederlegte, konnte die Anstalt wieder eröffnet werden.

Während dieser Zwischenzeit erhob sich die Frage, ob nicht die Privatseminare in Bern allein die Lehrerinnenbildung besorgen könnten, da sie dem Staate diese Pflicht abnahmen. Doch die Seminarkommission, die sich mit der Frage beschäftigte, war anderer Meinung. Sie hatte sogar kühne und weitgehende Pläne gefasst und erklärte, dass es Pflicht des Staates sei, für die Heranbildung von Primarlehrerinnen auch ferner zu sorgen und zwar in noch ausgedehnterem Masse als bisher. „Es sollte ein Lehrerinnenseminar als selbst-

* K. Grütter: Das Lehrerinnenseminar in Hindelbank, S. 7.

ständige Anstalt in der Weise erstellt werden, dass es zirka 40 Zöglinge aufnehmen und jährlich 20 entlassen könne.“ Also das gleiche Postulat, das wir heute stellen: Erweiterung des Staatsseminars. Doch fügte die Kommission gleich vorsichtig hinzu: „Sollte den zuständigen Staatsbehörden die Erstellung eines solchen selbständigen und erweiterten Lehrerinnenseminars unter den obwaltenden Verhältnissen nicht tunlich erscheinen, und fände sich eine Persönlichkeit, welche die wesentlichen Eigenschaften eines Seminardirektors und eines Pfarrers in sich vereinigt, so sollte das Seminar in Hindelbank mit einer beschränkten Zahl von Zöglingen möglichst bald wieder eröffnet werden. Viele intelligente, wohl vorbereitete Mädchen, welche nicht die finanziellen Mittel besaßen, um die Fortbildungsschulen in Bern zu besuchen, erwarteten mit Sehnsucht die Wiedereröffnung des Seminars.“ *

Die Erziehungsdirektion gab zwar zu, dass die Errichtung eines ganz selbständigen Lehrerinnenseminars, vom prinzipiellen Standpunkte aus angesehen, das Rationellere wäre. Doch aus finanziellen Gründen griff sie zu dem Strohalm, den ihr die Seminarkommission mit dem zweiten Vorschlage darbot. Sie erhöhte den Kredit um Fr. 5600, und am 22. Oktober 1868 konnte das Lehrerinnen-seminar mit einer vergrösserten Schülerinnenzahl wieder eröffnet werden, nachdem in der Pfrundscheune des Seminars ein Lehrzimmer und ein Musikzimmer eingebaut worden waren. Auch war ein neuer Direktor, ein Hauptlehrer und eine Hilfslehrerin gewählt worden. Das ist die erste Reorganisation des bernischen Lehrerinnenseminars, die sich ohne Stürme vollzog, da ihr Flug nicht in allzu kühne Höhen gerichtet war. Ebenso still ging im Jahre 1881 die Verlängerung des Seminarkurses von zwei auf drei Jahre vor sich. In bescheidener Stabilität hielt sich seither das bernische Staatsseminar und lieferte dem Kanton alle drei Jahre seine 30 Lehrerinnen.

Dieser kurze geschichtliche Rückblick ist zur Vergleichung mit der heutigen Lage und den heutigen Tendenzen interessant. Auch heute stehen wir vor der Frage, ob der Staat nicht füglich sein kleines Seminar schliessen und die Lehrerinnenbildung ganz den städtischen Schulen überlassen könnte. Die Stadt Bern schickt sich an, seine Seminarklassen zu parallelisieren, Biel erstrebt ein eigenes Lehrerinnenseminar, die Neue Mädchenschule liefert Jahr für Jahr eine stattliche Anzahl weiblicher Lehrkräfte. So könnte der Staat ganz gut sich der Pflicht entschlagen, Lehrerinnen heranzubilden. Aber, wie damals die Seminarkommission, so möchten wir auch heute die Lehrerinnenbildung dem Staat weiter überbinden und zugleich eine Reorganisation des Staatsseminars fordern.

Denn erstlich bleibt das bernische Staatsseminar quantitativ weit hinter den Anforderungen der Zeit zurück. Die Zahl der weiblichen Lehrkräfte hat bedeutend zugenommen (48 %), die Zahl der Abiturientinnen von Hindelbank ist stabil geblieben. Laut Erfahrung, die sich auf langjährige Notierung gründet, bedarf der Kanton Bern jährlich 70—80 Lehrerinnen für seine deutschen Primarschulen. Davon bildet er pro Jahr 10, also zirka 15 % aus. Die andern 85 % fallen den Privatanstalten zu. Wer trägt also die grossen finanziellen Lasten der Lehrerinnenbildung? Der Staat nur zum kleinsten Teil. Für das Seminar Hindelbank verausgabt er jährlich Fr. 20,000, für die Hälfte der Lehrerbesoldungen am Seminar der städtischen Mädchenschule zirka Fr. 11,000, dazu noch etwa Fr. 2000 Stipendien, also Summa summarum Fr. 33,000, eine kleine Summe

* K. Grütter: Das Seminar Hindelbank, S. 35.

im Vergleich zu dem, was er leisten sollte. In Hindelbank kostet die Ausbildung einer Lehrerin Fr. 2100. Wenn wir dies mit der Anzahl der jährlich verwendeten Lehrerinnen (70) multiplizieren, so ergibt sich die Summe von Fr. 147,000. Lehrerbildung Fr. 178,000. Was der Staat nicht bezahlt, bezahlen die Stadt Bern, die Neue Mädchenschule und die Eltern der Seminaristinnen. Und das letztere ist der schmerzlichste Punkt. Wie grosse Opfer erforderlich sind, um ein junges Mädchen in Bern ohne Staatshilfe auszubilden, ist leicht auszurechnen. Pension Fr. 600—800, Schulgeld Fr. 60 und die teuren Lehrmittel, das macht pro Jahr zirka Fr. 1000 mit allem, was noch drum und dran hängt. Eine Schülerin in Hindelbank hat durchschnittlich pro Jahr Fr. 200 als Beitrag an ihre Berufsbildung zu leisten, und ein Schüler des Oberseminars in Bern erhält Fr. 600 jährliches Stipendium. Die Ungerechtigkeit braucht nicht weiter unterstrichen zu werden. Wir kommen also zu unserer ersten und wichtigsten Forderung:

1. Der Staat sorgt in erhöhtem Masse für die Heranbildung von Lehrerinnen.

Um diese Forderung zu erfüllen, müsste der Staat sein Seminar ausbauen zu einer Anstalt, die alljährlich eine oder zwei Klassen von Schülerinnen der Schule schenkt. Bevor wir aber der Frage des Ausbaues des Staatsseminars in quantitativer Hinsicht näher treten, gilt es, sich zu fragen, ob das Lehrerinnen-seminar auch qualitativ auf der Höhe der Zeit steht. Diese Frage beantworte ich mit Nein und zwar aus Gründen, die schon oft und viel erörtert worden sind und deshalb hier nur kurz angeführt zu werden brauchen.

Erstens ist das Staatsseminar in seiner ländlichen Abgeschlossenheit heute nicht mehr am richtigen Orte. Die zukünftigen Lehrerinnen, die als Kulturträgerinnen wirken werden, müssen wenigstens eine zeitlang in einem Kulturzentrum leben. Hier bieten sich ihnen Bildungsgelegenheiten dar, die auf dem Lande nicht vorhanden sind, hier weitet sich ihnen auch der soziale Horizont; eine gewisse einseitige und enge Lebensanschauung wird vermieden, allerlei Vorurteile werden zerstört. Die Bedenken gegen die Gefahren des Stadtlebens werden durch die Erfahrung widerlegt. Haben ja doch die meisten bernischen Lehrerinnen ihre Ausbildung in der Stadt erhalten, und Unzukömmlichkeiten haben sich nie gezeigt.

Zweitens halte ich das Internat, in dem die Schülerinnen des Staatsseminars heute noch leben, für eine verfehlte Institution. Wenn zwanzig unerzogene Mädchen auf ihre eigene, unreife Gesellschaft angewiesen, Tag und Nacht in engstem Zusammensein wohnen, so wirkt das nicht verfeinernd und veredelnd auf sie ein. Das Konviktleben ist nach meiner Ansicht ein Notbehelf, nicht ein pädagogisches Ideal, und wo es vermieden werden kann, soll man es vermeiden.

Allein nicht nur in erzieherischer, auch in didaktischer Hinsicht fehlt es unserm Staatsseminar an günstigen Bedingungen zu gedeihlicher Entwicklung. Hindelbank hat zu wenig Lehrkräfte.* Und wenn man auch das Seminar zu einer mehrklassigen Anstalt ausbauen würde, so könnten sich wohl viele tüchtige

* Ich bin seither in sehr unsanfter Weise eines Bessern belehrt worden. Früher hatte Hindelbank drei, im letzten Kurse vier und heute sechs oder sieben Lehrkräfte, was einen erfreulichen Fortschritt bedeutet. Deshalb bleibt aber meine Behauptung, es fehle Hindelbank an den günstigen Bedingungen zur Gewinnung seiner Lehrkräfte in vollem Umfange bestehen. Denn es ist nun der Fall eingetreten, den ich im Nachstehenden skizziert habe.

Lehrkräfte nicht entschliessen, fern von den Bildungsmöglichkeiten der Stadt zu leben, und sich deshalb entweder von der Bewerbung um eine Stelle am Lehrerinnenseminar fern halten oder doch nicht in Hindelbank selbst wohnen. Dies bestätigen die gegenwärtigen Verhältnisse. Die meisten Lehrkräfte wohnen in Bern oder Burgdorf, und es ist nicht anzunehmen, dass ein erweitertes Seminar in Hindelbank eine grössere Anziehungskraft ausüben würde. Was wäre das aber für eine Anstalt, deren Lehrerschaft zum grossen Teil ein Nomadenleben führen müsste! Welche Verschwendung von Zeit und Kraft!

Noch einen Nachteil scheint mir das heutige System zu haben: Die Verbindung von Seminarleitung und Pfarramt. Zu welchen fatalen Konsequenzen diese Einrichtung führen kann, zeigt uns die Vergangenheit. Pfarrer Boll legte die Direktion nieder und blieb Pfarrer. Damit war das Staatsseminar aufgehoben. Allein abgesehen von diesem seltenen Fall, ist die Doppelaufgabe des Seminarleiters zu gross. Ein solches Amt erfordert eine volle Menschenkraft. Aus allen diesen Gründen stelle ich eine zweite und dritte Forderung auf:

2. Der Staat baut sein Seminar zu einer selbständigen Anstalt aus, die alljährlich Schülerinnen aufnimmt und entlässt.

3. Wenigstens die Hälfte der Seminarzeit ist in der Stadt Bern zu absolvieren.

Nun existiert aber noch ein Mangel, der nicht nur dem Staatsseminar, sondern auch den Privatseminarien anhaftet. Die Seminaristinnen werden in all unsern bernischen Lehrerinnenbildungsanstalten überbürdet, und doch erhalten sie eine für ihren Beruf ungenügende Ausbildung. Wie ist das möglich? Die Anforderungen an ihr Wissen und Können sind in den letzten Jahrzehnten bedeutend gewachsen, und wenn auch ihre Vorbildung eine bessere ist als früher, so ist doch das Plus zu gross im Verhältnis zu den psychischen und geistigen Kräften der jungen Mädchen.

Dieses Argument ist schon an zwei Lehrerversammlungen als nicht in die Wagschale fallend zurückgewiesen worden. Man kann, so sagte man, das Pensum beschneiden, ohne dass die Bildung dadurch Schaden leidet. Ja, man kann, aber man tut es nicht und wird es nicht tun. Wir müssen froh sein, wenn das Wissenspensum in Zukunft nicht noch mehr erweitert wird, sondern nur das praktische, was wir ja alle wollen. Darum bestehe ich darauf, dass wir die Überbürdung betonen und auf Abhilfe dringen. Denn die Überbürdung, wie sie gegenwärtig existiert, schädigt nicht nur die Gesundheit der Mädchen, sondern sie raubt ihnen die Lernlust und alle Möglichkeit zu selbständigem Studium.

Nun kommen aber zu den alten Aufgaben, den viel zu vielen, noch neue. Die eigentliche Berufsbildung muss mehr gepflegt werden, sei es durch vermehrtes Unterrichten an Musterschulen, sei es durch fortgesetzte praktische Lehrtätigkeit (praktisches Jahr oder Halbjahr). Wir müssen auch mehr Zeit auf diese praktische Ausbildung legen, weil in Zukunft die Seminaristinnen den Unterricht auf allen Schulstufen kennen lernen sollen, nicht nur, wie bis jetzt, den Elementarunterricht. Denn die Lehrerinnen wirken gegenwärtig in allen Klassen der Volksschule, oft unter den schwierigsten Verhältnissen.

Ich sehe aber noch andere Anforderungen, die die Neuzeit an die Schülerinnen des Seminars stellen wird: Hauswirtschaftlicher Unterricht und Handfertigkeit. Ich füge noch hinzu, dass die geplante Verlängerung der Bildungszeit für die Arbeitslehrerinnen seine Rückwirkung haben wird auf das Handarbeitspensum im Lehrerinnenseminar. Wir werden auch hier grössere Forderungen an

die Schülerinnen zu stellen gezwungen sein. Das alles aber kann ein dreijähriger Bildungskurs unmöglich leisten.

So ergibt sich die vierte Forderung: Verlängerung der Seminarzeit auf vier Jahre.

Das ist nicht zu viel verlangt und stünde in der Welt nicht einzig da. Die Ausbildung der Seminaristen erfordert vier Jahre, ohne dass an sie mehr Anforderungen gestellt werden, als an die Seminaristinnen.* Unsere Mädchen haben am Staatsseminar 37—40, in Bern oft über 40 wöchentliche Unterrichtsstunden. Am Oberseminar in Bern haben die Jünglinge 35—37 Stunden. Was also bei den Mädchen das Minimum ist, ist für die Seminaristen das Maximum.

Aber auch andere Lehrerinnenseminare haben uns längst überholt. Zürich, Basel, Aarau haben vier Seminarjahre ohne Handarbeitsunterricht. Wenn wir also Schritt halten wollen mit den Lehrerbildungsanstalten und mit den Lehrerinnenbildungsanstalten anderer Schweizerkantone, wenn die Ausbildung der bernischen Lehrerinnen nicht minderwertig bleiben soll, so müssen wir einen vierjährigen Bildungskurs haben.

Bis hierher ist der Weg klar vorgezeichnet. Die Schwierigkeit beginnt erst, wenn wir weitergehen und uns fragen, wie nun diese vier Postulate ausgeführt werden sollen. Denn da gibt es verschiedene Möglichkeiten, die ich der Reihe nach kurz skizzieren will.

1. Projekt: Der Staat vergrössert das Staatsseminar in Hindelbank zu einer zweiklassigen Anstalt. Jedes Jahr wird eine Klasse aufgenommen und absolviert zwei sukzessive Jahreskurse. In Bern wird ein Oberseminar errichtet, das die zwei obern Klassen aufnimmt. Damit hätten wir eine Kopie des Lehrerseminars.

Die Schwierigkeit aber bestände darin, dass wir in Hindelbank eine kleine, isolierte Anstalt hätten, die zum grossen Teil von Bern aus mit Lehrkräften versorgt werden müsste, und das nur der Tradition und den lokalen Interessen zuliebe. Ich persönlich halte diese Lösung wohl für opportun, aber nicht für rationell. Bei einer Trennung in Unter- und Oberseminar sollte das Unterseminar lieber in eine grosse Ortschaft verlegt werden, wo genügend Lehrkräfte vorhanden sind und das Konvikt nicht eine Notwendigkeit wäre.

2. Projekt: Der Staat errichtet in Bern ein selbständiges Seminar mit vier Jahreskursen. Das wäre die idealste Lösung, die aber die meisten Schwierigkeiten bietet. Denn so wird die Ausbildung der Lehrerinnen am meisten Geld kosten. Zudem würde die Opposition vom Lande kaum zu überwinden sein.

Ein 3. Projekt, das mehr als jedes andere allen Wünschen gerecht wird, hat mir Herr Seminardirektor Balsiger mitgeteilt. Nämlich: Die zwei untern Jahreskurse können an solchen Sekundarschulen absolviert werden, die ihren obligatorischen Klassen noch zwei Fortbildungsklassen angliedern. Hier wird die Ausbildung in den wissenschaftlichen und technischen Fächern ergänzt und vertieft, hier erhalten die Schülerinnen die breite Basis für die zukünftige Berufs- und Fachbildung. Ein Examen würde am Schluss der zwei Jahreskurse den Weg ins Oberseminar öffnen. Dieses Oberseminar in Bern stände unter rein staatlicher

* Im Jahrgang 1906 der „Lehrerinnen-Zeitung“ finde ich folgende, von S. E. mitgeteilte Anekdote: Ein gebildeter Ausländer erkundigte sich über die Seminarverhältnisse für Lehrer und Lehrerinnen im Kanton Bern. Als ihm mitgeteilt wurde, die Bildungszeit betrage für Lehrer vier, für Lehrerinnen drei Jahre, rief er erstaunt: „Wie sonderbar! Glaubt man denn, die Frauen lernen so viel schneller?“

Leitung. Hier sollten die Mädchen nun vor allem aus eine tüchtige berufliche Ausbildung erhalten und zwar theoretisch und praktisch. Daneben würden einige wissenschaftliche Fächer weitergeführt.

Es gibt noch andere Projekte: Verbindung des Lehrerinnenseminars mit dem Lehrerseminar. Eine solche Verbindung ist jedoch abzulehnen, da die Ausbildung einer Lehrerin eine andere sein muss, als die eines Lehrers. Ich denke da an die Fächer, die speziell der weiblichen Ausbildung dienen: Handarbeit, Haushaltungsunterricht. Der naturwissenschaftliche Unterricht hat bei Mädchen auch eine andere Färbung, indem er möglichst ihrer Interessensphäre angepasst werden sollte. Aber auch aus psychologischen Gründen ist gerade im Entwicklungsalter, wo der menschliche Geist eine bestimmte Richtung sucht, die Koedukation nicht wünschbar.

Ich will Sie mit weiteren Projekten verschonen.

Nach meiner Ansicht wird es Sache der Spezialkommissionen sein, alle Vorteile und Nachteile der verschiedenen Projekte und die Möglichkeit oder Unmöglichkeit ihrer Realisierung zu prüfen. Eine grosse Versammlung, wie die heutige, wird sich kaum auf ein bestimmtes Projekt einigen können und sich daher begnügen, die grossen Richtlinien der Reorganisation, die in meinen vier Thesen enthalten sind, zu prüfen und darüber Beschluss zu fassen. Immerhin wird die Diskussion sich auch über die Projekte zu äussern haben, damit die Referentin, als vom Kantonalvorstand gewählte Vertreterin der Lehrerinnen in die Subkommission die Wünsche der Lehrerinnen kennt.

Ich habe Ihnen in meinem Referate nur ein Gerippe geboten, nur den Rahmen, in den sich später die innere Reorganisation einfügen lässt. Ich weiss gar wohl, dass diese innere Reorganisation, die in einer Reform der Lehrpläne und Methoden besteht, interessanter und dankbarer zu beleuchten ist. Allein das ist heute meine Aufgabe nicht.* Ich will nur kurz einige Ausblicke eröffnen. Es existieren in der Lehrerbildungsfrage zwei Strömungen. Die eine ruft nach gesteigerter wissenschaftlicher Bildung (Gymnasial- und Hochschulbildung der Volksschullehrer, in St. Gallen für die Lehrerinnen die eidgen. Matura), die andere klagt über unnützen Wissensballast, legt das Hauptgewicht auf die praktische Ausbildung, die Kenntnis des Kindes (Prof. Hagmann, St. Gallen). Namentlich für die Lehrerinnen wäre es nach der Ansicht mancher Leute schade, wenn sie zu sehr mit Wissen belastet würden, und so prägt man etwa das Schlagwort von „weiser Mütterlichkeit und mütterlicher Weisheit“, was ungefähr auf den § 102 des Schulgesetzes von 1835 herauskommt. Ich denke, die Wahrheit liegt in der Mitte. Man ist heutzutage geneigt, das Wissen zu unterschätzen. Nach meiner Ansicht kann ein Lehrer oder eine Lehrerin eigentlich nie zu viel wissen, und ob das Wissen auf geistlose oder geistvolle Art erworben wird, ob es also kraftgebend oder kraftvernichtend wirkt, das kommt auf die Lehrpersönlichkeit an, da nützen Lehrplanreformen nichts. Nach meiner Ansicht dürfen wir es also nie zugeben, dass mit schönen Schlagworten das Niveau der wissenschaftlichen Ausbildung der Lehrerinnen heruntergedrückt wird. Natürlich wünschen wir auch eine bessere praktische Ausbildung. Und eben deshalb brauchen wir das vierte Seminarjahr. Ich weiss, dass gerade dieses Postulat uns am meisten Schwierigkeiten bietet, und dass das Volk es schwer begreifen wird. Aber es ist nicht

* An unserer Generalversammlung in Basel werde ich diese Seite der Reorganisation beleuchten in einem Referat über die Lehrerinnenbildung im allgemeinen.

an uns, zum vornherein zu verzichten. Es wäre noch die Frage, ob nicht andere Frauenkreise uns unterstützen und ihren Einfluss ausüben würden zu unsern Gunsten. Darum möchte ich die Versammlung zu einem entschiedenen Vorgehen ermutigen.

Was wir verlangen, wir verlangen es nicht für uns, sondern für künftige Generationen von Lehrerinnen. Für sie und für die bernische Schule stehen wir ein, wenn wir uns zum gemeinsamen Vorgehen zusammentun. Wir haben den Alten eine Stätte bereitet, wo sie sich von des Lebens Kampf ausruhen können, helfen wir nun den Jungen eine ideale Stätte schaffen, wo sie sich für des Lebens Kampf vorbereiten können.

Referat von Frl. M. Mühlestein, gehalten am 28. Oktober 1910 in Riggisberg.

Wenn wir von Reorganisation der Lehrerinnenbildung sprechen, so handelt es sich in erster Linie um nichts anderes, als um die Reform des jetzigen Staatsseminars. So lasst uns denn über Hindelbank reden. Tatsache ist, dass seit Jahren in Lehrer- und in andern Kreisen ein vielleicht anfangs noch unklares, aber immer bestimmter auftretendes Gefühl sich geltend macht. Das ist das Gefühl, dass unser staatliches Lehrerinnenseminar den Anforderungen unserer heutigen Zeit nicht mehr nachkommt und also einer gründlichen Reform bedarf. Je und je sind Stimmen in der Presse laut geworden, die glaubten, eine möglichst nach allen Seiten hin befriedigende Lösung gefunden zu haben, darunter wohl auch einige ganz kecke Stimmen, die von Umsturz und andern schrecklichen Dingen predigten. Den letztern will ich mich anschliessen. *Ein* Übelstand allein ist schon so gross, dass ich über das Staatsseminar den Stab breche. Es ist der Umstand, dass nur alle drei Jahre einmal neue Zöglinge aufgenommen werden. Damit wird es einer ganzen Anzahl fähiger Mädchen unmöglich gemacht, sich als Volksschullehrerinnen auszubilden. Wen betrifft das aber? Niemand anders als die Mädchen der ärmern Volksklassen, denen die Mittel nicht zur Verfügung stehen, anderswo zu studieren und die noch weniger imstande sind, ein oder sogar zwei Jahre zu warten, bis ihnen die Tür geöffnet wird. Für die Besserbemittelten ist das natürlich kein grosses Hindernis, es gibt ja Privatseminarien, wo sie noch einen Unterschlupf finden, falls ihnen nicht die Aufnahmeprüfung einen Strich durch die Rechnung macht. Aber für Unbemittelte heisst es nur: Bist du gerade zur rechten Zeit geboren oder nicht? Wenn ja, dann Heil dir, Glückspilz; wenn nein, dann musst du dich eben in den weisen Ratschluss der Vorsehung, d. h. in diesem Falle der Regierung, schicken lernen. Schöne Vorsehung, die so vielen den Lebensfaden abschneidet! Wenn der Staat Volksschullehrerinnen erziehen will, dann ist es seine Pflicht, die dazu befähigten Elemente ausbilden zu lassen und nicht die Begünstigten. Das tut er nur, wenn er den Mädchen des ganzen Kantons, die Lust haben, sich einmal erzieherisch zu betätigen, Gelegenheit gibt, sich darin auszubilden und zwar nicht nur alle drei Jahre, sondern jedes Jahr. Das ist mit grossen finanziellen Opfern verbunden, aber diese sind vom Staat nicht zu scheuen in Anbetracht der weitaus bessern Lehrkräfte, die er für seine Jugend gewinnt. Ich stelle somit die erste Forderung auf:

1. *Das staatliche Lehrerinnenseminar Hindelbank sollte ausgebaut werden in dem Sinne, dass jedes Jahr neue Zöglinge aufgenommen werden.* Diese Forderung zieht jedoch neue herbei. Die jetzigen Gebäulichkeiten, in denen die Seminar-klasse untergebracht ist, genügen nicht, um eine Umgestaltung der Bildungs-

anstalt im Sinne meiner ersten Forderung durchzuführen. Die Räumlichkeiten des staatlichen Lehrerinnenseminars sind sowieso geschaffen worden, wie die Not es erlaubte, in einer anspruchlosen Zeit. Heute genügen sie nicht mehr, da sie wenig Anspruch auf hygienische Vorzüge erheben können. Inbegriffen sind Lehr- und Schlafräume. Für die Lehrzimmer hat man vor vielen Jahrzehnten Platz geschaffen in der alten Pfrundscheune, die zum Pfarrhaus gehörte. Dort befinden sich heute noch zwei lange, schmale, niedrige Räume, die als Schul- und Arbeitszimmer dienen. Ferner ist dort ein sogenannter Turnsaal, wo man Leibesübungen treibt, Feste feiert, Klavier übt und zu gewissen Zeiten Wäsche trocknet und plättet. Ebenso wenig wie die Lehrräume genügen die Lokalitäten, die den Seminaristinnen zum Schlafen dienen. Diese befinden sich im Pfarrhaus. Man hat dort den Estrich ausgebaut, um zwei Schlafräume zu gewinnen. Ein dritter im untern Stockwerk kam in letzter Zeit dazu. Ungefähr 20 Schülerinnen werden so in den drei Räumlichkeiten logiert. Da die Wände schief sind, gibt es in diesen grossen Dachstuben Gegenden, die für Luft und Licht schwer zugänglich sind. Der Rest der Schülerinnen, ungefähr zehn, wird von jeher vom Hauptlehrer des Seminars ebenfalls in einem Dachzimmer untergebracht. In neuerer Zeit war man genötigt, sich noch mit Privatlogis zu behelfen, was wir immerhin als einen Fortschritt bezeichnen können.

Diese Tatsachen lassen klar erkennen, dass meine erste Forderung nicht durchgeführt werden kann, wenn nicht ganz bedeutende Veränderungen vorgenommen werden. Diese müssen aber kommen, auch für eine Klasse genügt Hindelbank nicht mehr. Ich meine, es muss ohnehin gebaut werden. Es fragt sich nur: wo soll gebaut werden? Wieder in Hindelbank oder anderswo? Meiner Ansicht nach wäre es ein Unsinn, das neuausgebaute Seminar wieder aufs Land zu stellen. Ungefähr vor 70 Jahren wurde die staatliche Seminarklasse, die damals nur zehn Schülerinnen zählte, von Niederbipp ins Pfarrhaus nach Hindelbank verlegt. Soll es weitere 70 Jahre dort bleiben?

Wir müssen uns vor allem über etwas klar sein. Woher rekrutieren sich die Zöglinge des Staatsseminars? Gewiss zum grössten Teil vom Lande her, sagen wir vier Fünftel. Es sind also beinahe alles Landmädchen, die gewöhnlich noch nicht viel mehr von der Stadt wissen, als was sie in der Schule davon gehört haben. Sie kommen im Seminar wieder in ähnliche Verhältnisse, und wenn sie einmal den grossen Schritt hinter sich haben, den wir Patent nennen, so sind sie gezwungen, sich wieder und meistens für ihrer Lebtag auf dem Lande anzusiedeln. Und wem anders als der Lehrerschaft fällt in der Praxis die schwere Aufgabe zu, städtische und ländliche Bevölkerung miteinander zu versöhnen, d. h. von Stadt zu Land eine Brücke zu schlagen? Nun kann man doch einer Lehrerin, die nie in der Stadt gelebt hat, also auch kein tieferes Verständnis für das Leben und Treiben der Stadt besitzt, nicht zumuten, an dieser Aufgabe mitzuwirken.

2. *Es gibt keine andere Lösung, als dass das Staatsseminar in die Hauptstadt verlegt wird.* Ein weiterer, sehr stichhaltiger Grund dafür sind die grossen und vielen Bildungsgelegenheiten, die man in den kleineren Städten ebenso wenig findet wie auf dem Lande. Ich denke dabei hauptsächlich an die vielen Museen, deren Besuch zum Unterricht in den naturwissenschaftlichen und Kunstfächern bedeutende Beiträge leisten würden; denn was Sammlungen anbelangt, wie sie in den fünf Museen Berns vorliegen, ist es im Staatsseminar schlecht bestellt,

kaum dass man die wichtigsten Anschauungsmittel besitzt. Neben den Museen möchte ich den Besuch von Vorträgen hervorheben, da diese gewöhnlich weit anregender sind zu selbständiger Arbeit, als das Studium im stillen Kämmerlein. Ich erinnere mich während meiner ganzen Seminarzeit nur zweier Vorträge, die für und bei uns gehalten wurden. Vergleichen wir damit die mannigfaltige Gelegenheit, pädagogische und andere Vorträge in Bern zu hören. Zu den genannten Vorteilen gesellt sich noch der Theater- und Konzertbesuch. Es ist nicht nur ein Vergnügen, wenn man ins Theater geht, wie man es oft fälschlicherweise bezeichnet, im Gegenteil trägt der Theaterbesuch zur Erweiterung des geistigen Horizontes viel bei.

Noch eines weitem grossen Vorteils dürften wir uns bei dieser Gelegenheit erinnern. Die Hauptstadt bietet viel eher die Möglichkeit, tüchtige Lehrkräfte für ein Seminar zu gewinnen. Dem Übelstand wenigstens könnte abgeholfen werden, dass Lehrkräfte, die am Seminar unterrichten, gezwungen werden, Fächer zu erteilen, die gar nicht in ihr Gebiet schlagen. Dass natürlich die Schülerinnen darunter leiden, ist selbstverständlich. Der Mangel an Fachleuten macht sich immer mehr fühlbar. In der Stadt aber bietet schon die grössere geistige Konkurrenz mehr Gewähr, gute Fachleute zu gewinnen. Wie viele Lehrkräfte sind da, die mit grosser Freude an einem Lehrerinnenseminar arbeiten würden, wenn sie nicht aufs Land müssten! Man wird mir entgegenhalten, dass sich ein Mittelweg schon finden würde in dem Sinne, dass einzelne Lehrer, die sich von den Bildungsquellen nicht trennen wollen, nach der Stunde mit der Eisenbahn wieder heimfahren könnten, wie das von einigen schon gemacht wird. Aber wohl wenige können sich dazu entschliessen, weil es für sie einen grossen Zeit- und Geldverlust bedeutet. Jeder Lehrer sollte übrigens nach meiner Ansicht an dem Orte wohnen, wo er unterrichtet.

Wenn das staatliche Lehrerinnenseminar in die Stadt verlegt würde, so wäre damit noch ein weiteres Übel beseitigt. Nämlich der Leiter desselben brauchte sich nicht mehr dazu zu verstehen, neben dem Amt des Direktors noch dasjenige des Pfarrers zu bekleiden, oder umgekehrt. Es ist das zwar Tradition, dass der Pfarrer in Hindelbank zugleich Direktor des Staatsseminars ist. Dennoch wage ich es, die Trennung dieser beiden Gewalten zu beantragen, und ich glaube annehmen zu dürfen, dass der jetzige Leiter mir zustimmen würde, da er mit Arbeit überbürdet ist. Das Amt eines Direktors erfordert, besonders wenn es mit einer Lehrstelle verbunden ist, eine ganze Kraft. Und schliesslich kann auch der begabteste Mensch nicht alles zugleich sein, das eine oder andere muss notgedrungen darunter leiden.

Aus allen diesen Gründen resultiert meine Ansicht, dass das Staatsseminar nach Bern verlegt werden sollte. Ich möchte daran gleich eine dritte Forderung knüpfen, die mit der vorigen in enger Beziehung steht, nämlich:

3. *Die Aufhebung des Konvikts.* Das Konvikt hat, neben den von den Anhängern der alten Einrichtung oft und gern aufgezählten Vorteilen des Seminars in Hindelbank, auch seine Nachteile. Nach meiner Erfahrung erzieht das Konvikt zur grössten Unselbständigkeit, während doch das Leben einer Lehrerin grosse Selbständigkeit verlangt. Im Seminar wird sie vor allen schlechten, aber oft auch vor guten Einflüssen behütet, fast jegliche Unannehmlichkeit, die aus der Berührung mit der Aussenwelt erwächst, wird ängstlich ferngehalten, für ihr leibliches und geistiges Wohl wird ohne ihr Zutun liebevoll gesorgt. Es ist

eigentlich kein Unterschied zwischen der Seminarzeit und der Kindheit. Wie eine grosse Familie, so lebt die Klasse mit dem Pfarrhaus, aber auch wie eine, in der sich kein Glied einer eigenen Meinung, einer individuellen Lebensauffassung bewusst werden kann. Sorglos lebt man so hin drei Jahre lang und freut sich der schönen Zeit, wo keine Verantwortung die Seele bedrückt, und dann kommt man in die Welt hinaus, in eine Gemeinde, wo man eine grosse Aufgabe erfüllen soll, und dies ohne jeglichen Rat von seiten der Vorgesetzten. Wie viele junge Lehrerinnen sind dann oft den Launen einer verstockten, schulunfreundlichen Kommission einerseits und vielen Versuchungen andererseits ausgesetzt und wissen sich nicht zu helfen, weil es ihnen an Mut und an Erfahrung gebricht. Sie fühlen sich vom Seminar getäuscht. Es ist eben etwas anderes, mit Altersgenossen zu verkehren, die zudem von ähnlichen Idealen erfüllt sind und auf das gleiche Ziel zusteuern, als mit Andersdenkenden zu leben. Im jetzigen Seminar ist man aber fast nur auf den Verkehr untereinander angewiesen. Ob es vom Guten ist, immer nur mit gleichaltrigen Genossinnen zu sein, bezweifle ich. Die einzelnen Klassengenossinnen lernen sich allerdings gut kennen, aber es ist nicht das, was einer Seminaristin nottut. Ein anregender Bekanntenkreis, worunter auch gereifere Personen sind, kann sie innerlich mehr fördern als der eintönige Verkehr mit Klassengenossinnen. Das Konvikt erzieht die Mädchen nicht nur zur Unselbständigkeit, sondern es wirkt auch nicht gerade veredelnd und verfeinernd. Ich glaube, in einer Familie, in welcher die verschiedensten Altersstufen vertreten sind, würde man sich mehr zusammenehmen, und das wäre schon ein grosser Fortschritt in der Selbstdisziplin. Um an sich selber erziehen zu können, ist das gegenwärtige Konvikt aber ein gar ungünstiger Ort. Man *kann* gar nicht, auch wenn der redliche Wille dazu da ist, schon nur aus einem Grunde: Man ist viel zu sehr zusammengedrängt. Man ist gezwungen, im gleichen Zimmer seine Aufgaben zu machen, währenddem andere vielleicht Dummheiten treiben; man opfert die freie Zeit oft kindischem Spiel, kurz, es ist ein denkbar ungünstiger Platz, um sich selber in Zucht zu halten. Es mahnte mich immer an das Tun und Treiben in Töchterpensionaten, wie wir es etwa aus Büchern kennen. Zu einer erspriesslichen Arbeit kommt man in einem Konvikte nicht, das habe ich mehr als einmal empfunden.

Eine Klasse ist doch im Grunde eine vom Zufall zusammengewürfelte Gesellschaft, und es sind die verschiedensten Elemente darunter. Im Konvikte ist man gezwungen, mit allen zu verkehren, mit Altersgenossinnen zu lernen und zu schlafen, die einem oft in der Seele zuwider sind und dies drei lange Jahre.

Im fernern bietet das Konvikt zu wenig persönliche Freiheit. Es erscheint mir z. B. lächerlich, wenn Mädchen von 15—18 Jahren jedesmal bei der Obrigkeit um Erlaubnis bitten müssen, wenn sie ins Dorf wollen. Auch etwas merkwürdig berührt einem in unserer heutigen Zeit der Zwang des Kirchenbesuches. Es ist doch wahrhaftig ein schlechtes Zutrauen, das man den Zöglingen entgegenbringt. Alles das sind Dinge, die sich uns für immer einprägen und die uns nicht dazu ermuntern, einem Konvikte das Wort zu reden. Ein Konvikt im Sinne der heutigen Landeserziehungsheime, in denen man bestrebt ist, jedem einzelnen Zögling die persönliche Freiheit zu wahren und ihm in jeder Hinsicht Gelegenheit gibt, seine individuellen Anlagen und Talente zu entfalten, ja das wäre etwas anderes. Ich persönlich sehe sogar das Ideal eines zukünftigen Reformseminars in einer Bildungsanstalt im Sinne der Landeserziehungsheime, nur dass diese dann in unmittelbarer Nähe der Stadt sein müsste, damit den

Schülerinnen der segensreiche Einfluss der wertvollen Miterzieher, wie sie Konzerte, Theater, Sammlungen, Vortragsabende und andere gelegentliche Veranstaltungen darbieten, zuteil würde. Ich glaube zwar, dass dieser Gedanke aus finanziellen Gründen bei der Reform des Lehrerinnenseminars nicht durchgeführt werden könnte in absehbarer Zeit; deshalb bleibe ich dabei, dass das Konvikt aufzuheben sei und an seine Stelle das freie Seminar treten sollte.

4. Nun zu meiner letzten und vierten Forderung: *Das Studium der Lehrerinnen sollte von einem drei- auf einen vierjährigen Kurs ausgedehnt werden.* Das Bedürfnis nach einer vierjährigen Lehrzeit resultiert aus der allgemeinen Erkenntnis, wie sehr bei dem gegenwärtigen Betriebe die Lehramtskandidatinnen überbürdet sind. Der zu bewältigende Stoff ist ungefähr derselbe wie bei den Lehrern. Ich sehe schon darum nicht ein, weshalb den Lehrerinnen nur eine dreijährige Studienzeit zuerkannt wird, um so weniger, da sie ja laut Urteil des stärkern Geschlechts eher eine längere Bildungszeit nötig hätten, als die Herren der Schöpfung. Um in drei Jahren mit dem Stoff an ein Ende zu kommen, ist man genötigt, in der Woche ein Stundenmaximum von 40 und mehr anzusetzen, während man die Zahl von 30 Unterrichtsstunden nicht überschreiten dürfte, wenn die Zöglinge die für diese Stunden nötigen Vorbereitungen fertig bringen wollen. Auch kann man sich ja denken, wie viel freie Zeit ihnen da noch übrig bleibt zu ihrer persönlichen Weiterbildung, besonders in Hindelbank, wo sie nebenbei allerlei häusliche Arbeiten verrichten müssen. Von jeher hat man den Lehrerinnen, die von Hindelbank kamen, nachgerühmt, dass sie dort zu tüchtigen Hausfrauen erzogen werden; aber das ist eine irrige Ansicht. Von dem, was man wirklich fürs spätere Leben nötig hätte, wie Kochen und kleinere Gartenarbeit, lernt man nur herzlich wenig, und die gröbern mechanischen Arbeiten braucht man kaum drei Jahre lang zu üben, um sie zu beherrschen.

Bei einer vierjährigen Seminarzeit wäre der Unterrichtsstoff auf alle vier Jahre so zu verteilen, dass in den letzten zwei Semestern das Hauptgewicht auf die praktische Ausbildung der Kandidatinnen gelegt würde. Es wäre gar nicht so ohne, wenn nach den drei ersten Jahren die Schülerinnen ein Examen ablegen könnten, damit sie den Gedächtniskram nicht bis zum Schluss nachschleppen müssten und sie ihre Kraft ausschliesslich der praktischen Betätigung widmen könnten. Unsere Seminarien so gut wie die andern Schulen sind immer noch zu viel Wissensschulen, Lernschulen, d. h. anstatt dass sie die Schülerinnen zu selbsttätiger Arbeit erziehen, übermitteln sie ihnen nur fertige Urteile, welche sie als unbedingt richtig ansehen lernen. Folge davon ist, dass sie später neuern Zeitströmungen skeptisch gegenüberstehen und alte Vorurteile nicht überwinden können. Es führen viele Wege nach Rom und auch zur Erreichung eines bestimmten Zieles im Unterricht; das Seminar hätte die Aufgabe, den jungen Mädchen verschiedene Wege zu zeigen. Bei den heutigen Verhältnissen ist es aber unmöglich; denn in Hindelbank existiert nur *eine* Musterschule, die zugleich als Übungsschule dienen muss (im jetzigen Kurs sind zwei). Die Schülerinnen sehen also nur *eine* Persönlichkeit und *eine* Mustermethode, kommen deshalb leicht in Versuchung, nur diesen einen Weg als richtig anzusehen, während man ihnen doch einprägen sollte, dass bei den verschiedensten persönlichen Lehrverfahren eine ebenso befriedigende Lösung herbeigeführt werden kann. Ein Seminar sollte deshalb möglichst viele und möglichst verschiedenartige Musterschulen haben, damit die Lehramtskandidatinnen viele Lehrerpersönlichkeiten beobachten könnten. Dies

aber ist nur ausführbar, wenn die Anstalt *in* der Stadt oder in deren Nähe ist. Was die Übungsschule betrifft, so glaube ich, wäre es von grossem Vorteil, sie von der Musterklasse zu trennen. Das Seminar sollte mit den Jahren dazu kommen, eigene kleine Übungsklassen der verschiedenen Altersstufen einzurichten gerade bei dem Seminargebäude, damit die Schülerinnen, wenn sie eine gewisse Stufe der Ausbildung erreicht haben, eine solche Klasse selbständig auf ihre eigene Verantwortung hin führen könnten. Es ist dringend nötig, dass man auf die praktische Ausbildung der Lehrerinnen mehr Sorgfalt verwendet, das heisst mehr Zeit. Eigentlich ist es unverantwortlich, wie wenig Gelegenheit man jetzt den Kandidatinnen gibt, sich auf ihren zukünftigen Beruf vorzubereiten. Und wenn auch für die Gegenwart eine Übungsschule im dargelegten Sinne vielen ein unausführbarer Traum erscheint und zwar ausschliesslich aus finanziellen Gründen, so sollte man doch wenigstens dahin arbeiten, den Seminaristinnen den Unterricht in bestimmten Fächern während mehrerer Wochen im Zusammenhang zu überlassen. So nur können sie sehen, was für Erfolge sie erzielen. Die einzelnen, versprengten Lektionen, die sie zu halten gezwungen sind, können gar nicht genügen.

Das wären einige Worte darüber, wie man die praktische Ausbildung am Lehrerinnenseminar reorganisieren könnte. Was die wissenschaftliche Ausbildung betrifft, will ich mich kurz fassen aus guten Gründen: denn ich halte mich nicht für kompetent, an dieser Stelle über den Unterricht im engern Sinne, d. h. über die Reform der einzelnen Fächer zu referieren. Ich habe bereits erwähnt, dass wir immer noch zu viel Gewicht auf das Lernen legen, auf den Wissenskram, dass den Schülerinnen fertige Kenntnisse übermittelt werden, anstatt dass man sie Erfahrungen sammeln lässt. Erst experimentieren und dann spekulieren. Der Lehrer sollte dahin wirken, dass die Zöglinge durch eigene Experimente die Resultate finden lernen. Erst dann kann er sicher sein, dass sein Unterricht fruchtbar ist. Anstatt dass er den Geist seiner Schülerinnen überladet, schärft er ihre Beobachtungsgabe und regt den Forschungstrieb in hohem Masse an. Immer noch werden ganz ungenügende Lehrbücher verwendet, die den Schülerinnen nur Wissen, nie aber Können übermitteln. Was aber nützt den meisten in der Praxis das Wissen, wenn das Können nicht Schritt hält? Das Wissen ist sowieso bald verfliegen. In der Regel wären die wenigsten imstande, die Wahlfähigkeitsprüfung, wie sie heute besteht, etwa nach einem Jahre mit dem gleichen Erfolg zu bestehen, während sie doch nun gewiss weitaus bessere Lehrerinnen sind, als beim Austritt aus dem Seminar. Dies ist der beste Beweis, wie wenig einem das jetzige Seminar fürs Leben mitgibt. Wir hoffen jedoch auf eine bessere und nicht allzu ferne Zukunft. Vielleicht dass dann die Lehrerinnen auch finanziell besser gestellt sind, wie es sich von Rechtswegen gehört. Aber es wird wohl noch lange dauern, bis man dazu kommt, die Arbeit zu bezahlen und nicht das Geschlecht. Vorläufig müssen sich viele Lehrerinnen bei der gleichen Arbeitsleistung wie ihre Kollegen mit geringerer Besoldung zufrieden geben. Dies ist eine Ungerechtigkeit! Ich denke dabei hauptsächlich an diejenigen Lehrerinnen, welche an Mittel- und Oberschulen, ja häufiger noch an gemischten Schulen wirken.

Mit der Einführung des vierjährigen Lehrkurses würde der einzig stichhaltige Grund gegen Minderbezahlung der Lehrerinnen wegfallen. Ich weiss schon, dass viele meine Ausführungen belächeln werden, aber der ins Feld geführte Grund, dass die Lehrer als Familienväter auf grössere Besoldung Anspruch

machen können, fällt nach meiner Auffassung dahin. Wer sagt uns, dass es nicht ebenso viele Lehrerinnen gibt, die durch die Verhältnisse gezwungen sind, für Angehörige zu sorgen, sei es, die vielleicht arbeitsunfähigen Eltern zu unterstützen oder jüngern Geschwistern bei ihrer Ausbildung zu helfen? Ich kenne eine ganze Anzahl solcher Lehrerinnen.

Hiermit wäre ich am Ende meiner Betrachtungen angelangt. Ich bin mir bewusst, dass das Thema nicht erschöpft ist, hoffe jedoch, dass das Fehlende durch eine rege Diskussion zutage gefördert werde. Zum Schluss unterbreite ich der Versammlung nochmals meine Hauptthesen:

1. Das staatliche Lehrerinnenseminar sollte in dem Sinne erweitert werden, dass alljährlich Aufnahmen stattfinden.
2. Verlegung des Seminars nach Bern.
3. Aufhebung des Konvikts.
4. Vierjähriger Lehrkurs.

Reiseplauderei.

Von *J. Edinger* in Biel.

(Schluss.)

Und nun kommt das zweite Ferienheim, das ich meinen Kolleginnen empfehlen möchte. Im feinsten Stadtteil von Paris, im Quartier Latin, beim Platz St-Michel, gleich zu Anfang der stillen Nebenstrasse Rue St. André des Arts 28, wohnen zwei echte Pariserinnen, die Damen Tyrode, die für kurze und längere Zeit Herren und Damen bei sich aufnehmen, wenn dieselben z. B. Kurse für Ausländer an der ganz nahegelegenen Sorbonne besuchen wollen. Die Damen selbst sprechen nur französisch. Schon aus Höflichkeit sind also die Gäste zur französischen Konversation gezwungen. Die Damen besorgen die ganz vorzügliche und reiche Küche mit Hilfe eines Dienstmädchens selbst und fordern per Tag, ein schönes Zimmer im 2., 3. oder 4. Stock mit inbegriffen, nur Fr. 6.—. Dieser Preis ist unglaublich billig für das teure Paris. Ich fühlte mich von der ersten Stunde an bei den Fräulein Tyrode wie zu Hause. Sie gehen ihren Pensionärinnen an die Hand, wo sie können.

Ich teilte nun meine Tage folgendermassen ein. Da die Museen erst um 9 Uhr oder noch später geöffnet werden, so besuchte ich von 8 Uhr an, stets versehen mit einem vortrefflichen Stadtplan, dem Guide Joanne, der mir unschätzbare Dienste leistete, erst die Kirchen und öffentlichen Parks, Squares, oder die Tuilerien, die Champs Elysés, die Triumphbögen, den Jardin des Plantes usw. und dann erst irgend ein Museum, bis die Mittagsstunde mich heimrief. Während meines zehntägigen Aufenthaltes in Paris war es mir möglich, viermal ins Museum Louvre und zweimal ins Museum Cluny zu gehen. Ausserdem besuchte ich das Museum Guimet, wo hauptsächlich japanische, indische und chinesische Erzeugnisse zu sehen sind, das Museum Crévin, dessen Wachsfiguren verblüffend wirken, das Museum Galliera, dieses elegante Gebäude mit seinen prächtigen Skulpturen, seinen wunderbaren alten Tapisserien und Gobelins von Beauvais und Flandern, seinem Porzellan, seinen Juwelen, Cameen und Bacharatkrystallen. Ferner war ich im Luxembourg und zweimal in dem an und für sich schönen Museumsgebäude des Trocadero, wo mir ein Beamter erklärte, dass